

Laibacher Tagblatt.

Redaction und Expedition: Bahnhofgasse Nr. 15

Nr. 228.

Pränumerationspreise:
für Laibach: Ganzj. fl. 4.40;
Einführung ins Land vorkr. 25 kr.
Mit der Post: Ganzj. fl. 12.

Samstag, 4. Oktober 1879.

Morgen: Placidus.
Montag: Bruno.

Insertionspreise: Ein-
malige Zeitungs- 4 kr., bei
Wiederholungen 3 kr. An-
zeigen bis 6 Zeilen 20 kr.

12. Jahrgang

Die Politik der Abfindungen.

Mag man auch über Plan und politische Taktik des immer noch im Werbezustande befindlichen „Coalitionsministeriums“ ein noch so abschälliges Urtheil fällen: in einem Punkte hat es Graf Taaffe allen seinen Vorgängern zuvorgethan. Wie das „Mädchen aus der Fremde“, von dem man nicht weiß, wo her es kam, während man beim Ministerium der unmöglichsten Allianzen nicht weiß, wohin es will, theilt auch der Vorsitzende unseres verantwortlichen Ministeriums zwar nicht Blüten und Früchte, dafür aber Ministerportefeuilles, Herrenhausitze und Präsidentenstellen aus. Jedem eine Gabe! Ja wohl. Aber doch liegt in der Art dieses Gebens eine so klar hervortretende Tendenz, daß wir uns eigentlich wundern, wie noch keiner der früheren Regierungschefs auf diese Art der Gabenvertheilung gekommen ist. Man bewundere nur die verblüffende Gerechtigkeit, mit welcher der neue Pairsschub vor sich ging. Es sind sogar neben zahlreichen politisch Ueberzeugungsfloßen und neben ganz entschiedenen Gegnern des Liberalismus und des Verfassungsstaates einige Männer dabei, bei welchen man eine Stimmenabgabe im liberalen, verfassungstreuen Sinne erwarten kann. Und um das ganze Werk zu krönen, zu welchem das derzeit noch unvollständige Ministerium Taaffe-Praxal-Falkenhayn-Stremayr den Grund legte, wird auch das Präsidium des Herrenhauses in einer Weise zusammengesetzt, daß daran die Officiösen eine wahre Freude haben können. Der feudal-clericale Graf Trautmannsdorff Präsident, der verfassungstreue Fürst Schönburg erster Vicepräsident, der national-föderalistische Fürst Czartoryski zweiter Vicepräsident. Wenn man derartige Zusammenstellungen liebt, dann braucht man eben kein besonderer Schwärmer zu sein, um an die Nähe jener glücklichen Aera zu glauben,

in welcher nach den Offenbarungen Johanni's das Lamm neben dem Tiger ruhen wird.

Leider haben derartige Vorkommnisse auch eine sehr bedenkliche Rehrseite, die sich gerade in Anbetracht der Person des neuen Herrenhauspräsidenten ganz entschieden in den Vordergrund drängt. Graf Trautmannsdorff gehört nicht jener Richtung an, welche noch während der letzten Reichsrathssession die Abstimmungen des Herrenhauses leitete. Wäre eine ausgesprochene Persönlichkeit dieser Partei an der Spitze des Herrenhauses, sie müßte ebenso wie es Schmerling im Jahre 1871 gethan, vielleicht in nicht allzuferner Zeit an das Cabinet Taaffe eine Ansprache halten, welche nicht so ganz in den Plan des „Systems“ paßte. Diese Verlegenheit ist erspart, wenn der Sprecher des Herrenhauses einer Partei angehört, welche ein inniges Wohlbehagen über jede Schwälerung des Einflusses der Verfassungspartei besitzt. Und in dieser Beziehung ist Graf Trautmannsdorff ganz der rechte Mann. Sollte er allein nicht hinreichen, um das Präsidium des Herrenhauses als vertrauensvolles Werkzeug des Coalitionsministeriums erscheinen zu lassen, so hilft der nationale Föderalist Fürst Czartoryski aus. Den Fürsten Schönburg hat man wahrscheinlich eben nur mitlaufen lassen, damit die Verfassungstreuen „nicht greinen“. Diese Aufmerksamkeit hätte man sich füglich ersparen können. Denn als bloße Statisten für die Versöhnungscomödie werden sich die Verfassungstreuen schwerlich hergeben. Dazu würden sie aber sich selbst erniedrigen, wenn sie um der einen oder der andern Vertrauensstelle willen sich glücklich schätzen würden, den Gesinnungsgenossen des Grafen Trautmannsdorff und des Fürsten Czartoryski die Kastanien aus dem parlamentarischen Fegefeuer zu holen.

So lange übrigens Graf Taaffe noch über derlei Vertrauensstellen verfügt, wird er unter

allen Umständen eine Schar „aufrichtiger Verehrer“ um sich haben. Wenn er aber mit leeren Händen dasteht, wenn er keine Pairsschaft, kein Ministerportefeuille, keine Präsidentenstelle, ja nicht einmal mehr eine Sectionschefsstelle zu vergeben hat, wenn aber umgekehrt das Mißtrauen der Verfassungspartei und der Heißhunger der Autonomisten seine Stellung nach zwei Seiten hin bedroht — was dann? Nun, wir sind ja nicht berufen, uns anderer Leute Kopf zu zerbrechen; aber das wissen wir, daß eine Zeit kommen wird, in welcher die Politik der Abfindungen aufhören muß; und wenn dann Graf Taaffe den Herren von der Färbung Trautmannsdorffs und Czartoryski's sagen wird, daß er für sie nichts mehr zu bieten hat, dann zweifeln wir sehr daran, ob deren Partei auch noch fernerhin den Beruf in sich fühlen wird, eine Stütze des Coalitionsabinetts zu bilden.

Ueber die Möglichkeit eines österreichisch-deutschen Zollvereines wird dem „Schwäbischen Mercur“ geschrieben:

„Schon vor längerer Zeit hatte man sich sowohl von deutscher als von österreichischer Seite darüber ausgesprochen, daß ein Zollkrieg zwischen den beiden Reichen unter allen Umständen vermieden werden müsse. Als dann die Lage in Europa den Wunsch nach einem noch festeren und innigern Freundschaftsbunde als bisher von beiden Seiten aussprechen ließ, kam die Erkenntnis so zu sagen von selbst, daß ein solcher Bund heutzutage auch ein Zusammengehen auf wirtschaftlichem Gebiet bedinge. Ein Hindernis dagegen ist nicht vorhanden, insofern Oesterreich und Deutschland auch auf wirtschaftlichem Gebiet parallele Interessen besitzen und sich gegenseitig ergänzen. Gleichwohl war die erste sachliche Anregung und noch mehr die Formulierung einer noch so allgemeinen Grundlage, auf welcher das

Feuilleton.

's g'fangni Waldbögerl.

Frühling war's. Der Wald hatte sich in ein neues, grünes Gewand geworfen, Maiglöckchen und Tausendschön freuten sich des warmen, hellen Sonnenscheins und die Scharen der von langer Winterreise heimgekehrten Sängler des Waldes und der Flur hielten ihre besten Lieder bereit, den Wonnemond zu begrüßen. Und weil es draußen gar so schön war, so wollte auch niemand zu Hause bleiben in enger, dunkliger Stube. Alles strömte hinaus in das frische Grün, nur der kleine blasse Anton mußte das Zimmer hüten, in welchem ihn die böse, schlimme Krankheit gebannt hatte. Als kleines Kind hatte er sich in Folge eines Sturzes eine Verkrümmung des Rückgrats und eine ganze Schar damit zusammenhängender Folgekrankheiten zugezogen. Der arme Anton konnte nicht wie andere Kinder in heiterem Jugendübermuth die schönen Jahre der goldenen Jugendzeit verschmerzen. Auf den engen Kreis der Familie und vielfach auf sich selbst ganz allein angewiesen, war er auch in seiner Unterhaltung vielfach auf

das eigene Gemüthsleben und die eigene Gedankenwelt beschränkt. Stundenlang stand er oft vor dem in der Nähe des Fensters befindlichen Käfig eines kleinen Waldböggleins, seines Freundes und Schicksalsgenossen. Doch ob er auch heute wieder in gewohnter Weise zum niedlichen Schwarzplättchen sprach: heute schien der Spielkamerad ihm nicht zu hören. Traurig, mit eingezogenem Köpfelein hochte das liebe Bögglein in seinem Käfig, ohne, wie es sonst seine Art war, das Geplauder des kleinen Anton mit fröhlichem Gezwitsher zu beantworten. War Schwarzplättchen krank? Ein Blick hinaus in das frische Grün und in das heitere Frühlingsleben ließ den Knaben den Grund der Trauer seines Lieblings alsbald erkennen. Rasch das Fenster geöffnet, das Thürchen zum Käfig aufgemacht — und husch — der kleine Gefangene ist entflohen, entflohen der Gefangenschaft hinaus zum duftigen Wald, zur goldenen Freiheit.

Dem kleinen, armen Kranken war aber, als ob er eine Großthat verübt. Der Gedanke an das gefangene Waldbögglein kam ihm nicht mehr aus dem Sinn. Er wurde für ihn zum Mittelpunkt eines ganzen Ideenreises, der mit unwiderstehlicher Macht nach Form und Ausdruck rang. Damals, im Jahre 1826, dichtete der vier-

zehnjährige Anton Baron Klesheim sein erstes Gedicht, welches auch unter dem Titel „'s g'fangni Waldbögerl“ in seine später veröffentlichten Gedichtsammlungen überging. Wir glauben unseren Lesern über die eigenartige Gemüthsstiefe der Klesheim'schen Dichtungen keinen besseren Beleg bieten und zugleich den in nächster Woche stattfindenden Vortragsabenden des Autors keine bessere Empfehlung mit auf den Weg geben zu können, als wenn wir dem herzigen Gedichte des vierzehnjährigen Knaben, der zu einem der hervorragendsten, gefeiertsten und liebenswürdigsten Dialectdichter Deutschlands werden sollte, hier eine Stelle einräumen.

A Biaberl a Hans,
Halt an Zuder in der Hand
Und schaut auf a Voglhans,
Was hängt auf der Wand.

Und wal's klani Handerl
Mit glengen kann h'nauf;
Nimmts' Biaberl an Schamml,
Da stellts' a si drauf.

Und sagt zu den Bögerl,
Was da hoch thuat
Auf sein Sprickerl so trauri,
Als war eahm nit guat:

wirtschaftliche Zusammengehen vereinbart werden sollte, keine leichte Aufgabe. Eine Anzahl von Schwierigkeiten, darunter auch solche, die bloß formaler Natur sind, die bloß auf Empfindlichkeiten oder auf Vorurtheilen, dann solche, die auf politischen Erwägungen und gewissen politischen Bedenken beruhen, war schon bei der ersten Formulierung der Grundlage zu beseitigen. Dies scheint nun geschehen zu sein. Man hat derzeit keinen deutsch-österreichischen „Zollverein“ vor Augen. Am deutlichsten wird man den bestehenden Plan vielleicht mit folgenden Worten bezeichnen können. Deutschland und Oesterreich-Ungarn gewähren sich gegenseitig die weitestgehenden Verkehrserleichterungen in jeder Richtung, sie gestehen sich untereinander geringe Zölle zu, um sich gemeinsam gegen die industriell höher entwickelten dritten Staaten oder gegen solche dritte Staaten, welche durch ihr Wirtschaftssystem Deutschland und Oesterreich-Ungarn gleichmäßig schädigen, zu schützen. Also eine Art Freihandel im Innern, beziehungsweise zwischen den beiden verbündeten Reichen und gemeinsame Schutzpolitik nach außen. Zu diesem großen Princip gesellt sich dann noch die wirtschaftliche Ausnützung des neuerschlossenen Orients, oder mit anderen Worten: auch im Orient die gemeinsame Abwehr einer großen übermächtigen Concurrenz durch die beiden verbündeten Staaten. Dies ist beiläufig der Grundgedanke des besprochenen Planes, welcher natürlich die politische Verbindung nur noch mehr festigen, ja geradezu zu einer unzerreißbaren machen muß.“

Die Nachricht von der Reise Gortschakoffs nach Berlin, beziehungsweise von einer Begegnung mit dem deutschen Reichskanzler, hat ein rasches Dementi gefunden. Es wäre auch nicht einzusehen, was Gortschakoff jetzt in Berlin zu thun hätte, nachdem doch eingestandenemassen gerade seine Person und seine Politik die Ursache zur Isolierung Rußlands gegeben hat. Will man daher eine Bestätigung der zwischen Deutschland und Rußland ausgebrochenen Conflicte herbeiführen, so wäre es gewiß das denkbarst schlechteste Mittel, gerade den Urheber dieser Conflicte mit der Ausöhnungsmission zu betrauen, ausgenommen denn, Gortschakoff könnte sich dazu entschließen, vor Bismarck förmlich Reue und Leid für seine frühere Politik zu erwecken. Letzteres ist aber so unwahrscheinlich, daß es wohl nicht erst eines abwehrenden Winkes Bismarcks bedurfte, um den Berliner Besuch Gortschakoffs unmöglich zu machen. Trotz der unleugbaren Feindschaft zwischen Bismarck und Gortschakoff geben sich aber die deut-

schon Regierungsbücher noch immer alle Mühe, die russische Regierung zu überzeugen, daß die gegenwärtige Isolierung Rußlands durchaus nicht im Plane der deutschen Politik gelegen sei. Auch auf die trostige Antwort des „Golos“, daß Rußland schon mehrmals isoliert gewesen sei, ohne daß daraus dem russischen Einflusse und der Machtstellung Rußlands irgend ein Nachtheil erwachsen sei, weiß die die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ eine begütigende Erklärung. Es sei ja gar nicht richtig, daß Rußland in diesem Jahrhundert bis auf die Neuzeit jemals in Europa völlig isoliert gewesen sei. Preußen und dessen Freunde in Deutschland hätten stets zu ihm gehalten. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ verweist hierbei auf den Frieden von Adrianopel, auf den polnischen Krieg von 1831, auf den Krimkrieg und den polnischen Aufstand vom Jahre 1868. Der Artikel schließt: Wenn die Freunde des „Golos“ hierauf jetzt keinen Wert mehr legen, so werden sie es ihrem eigenen Verhalten zuschreiben haben, wenn Deutschland die Anlehnung, welche es früher in sicherer gegenseitigen Beziehungen mit Rußland fand, anderweitig zu suchen genöthigt ist, um in Ruhe abzuwarten, ob die russische Politik in Zukunft freundlich oder feindlich gegen Deutschland sich entwickeln wird. Deutschlands Politik wird unter allen Umständen eine frieliebende sein und bleiben und deshalb für sich nur frieliebende Anlehnungen zu suchen haben. Glauben „Golos“ und Bundesgenossen ihrem Vaterlande dadurch einen Dienst erweisen zu müssen, daß sie den einzigen starken und zuverlässigen Freund, auf welchen Rußland zählen konnte, verlegen und vertreiben, so ist es allerdings nicht unwahrscheinlich, daß sie auf dem eingeschlagenen Wege dieses Ziel erreichen können.

Anlässlich seines Abschiedsbesuches in Italien hatte unser früherer Botschafter in Italien und nunmehriger Minister des Aeußern, Baron Haymerle, eine Besprechung mit dem italienischen Ministerpräsidenten Cairoli. Wie die „Libertà“ mittheilt, war die Unterredung eine sehr herzliche, und drehte sich dieselbe hauptsächlich um einen an den Wiener Besuch des Fürsten Bismarck anknüpfenden Fdeengang. Baron Haymerle versicherte, die Völker Europa's hätten Unrecht, in diesem Besuche ein Symptom bevorstehender Ereignisse oder Verwicklungen zu erblicken. Deutschland und Oesterreich-Ungarn wünschten nur einen wahren und dauerhaften Frieden. Von den Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien sprechend, bemerkte Baron Haymerle, er hege die feste Zuversicht, daß die Beziehungen

beider Nationen, entsprechend ihren zahlreichen gemeinsamen Interessen und der gegenseitigen Achtung, fortdauernd herzliche bleiben werden. Cairoli erwiderte, indem er den gleichen Gesinnungen Ausdruck gab und selbst den Wunsch aussprach, daß die zwischen Italien und Oesterreich bestehenden Bande sich noch mehr befestigen möchten.

Gabriel Barady, dessen Name bekanntlich in dem sensationellen Ordensschwindel-Processe Sonnenberg-Schweizer eine sehr bedenkliche Rolle spielte, hat an das Präsidium des ungarischen Abgeordnetenhauses folgende Zuschrift gerichtet: „Euer Excellenz! Herr Präsident! Bei dem am 26. Juni dieses Jahres und den folgenden Tagen in Wien verhandelten sogenannten „Ordensprocesse“ sind Umstände aufgetaucht und Dinge vorgebracht worden, welche zum Theile jener Auffassung Raum boten, daß die Untersuchung auch gegen mich angestrengt werden sollte. Nachdem diese Auffassung Verbreitung gefunden, ist es zur Wahrung der Abgeordnetenwürde wie auch in meinem eigenen Interesse notwendig, daß diese Angelegenheit durch ein gerichtliches Verfahren ohne Verzug ins Reine gebracht werde. Damit aber meine Eigenschaft als Abgeordneter vermöge des damit verbundenen Immunitätsrechtes der einseitigen Untersuchung oder einem sonstigen gerichtlichen Verfahren keinen Augenblick als Hindernis diene, lege ich hiemit mein Abgeordnetenmandat nieder. Ich bitte Euer Excellenz, meine Resignation zur Kenntnis nehmen und dieselbe dem hochgeehrten Abgeordnetenhaus unter Verlesung dieser meiner Erklärung seinerzeit bekanntgeben zu wollen. Hochachtungsvoll Eurer Excellenz ergebenster Diener Gabriel Barady.“ Nachdem jedoch der Barady-Scandal auch andere der Regierung sehr nahe stehende Persönlichkeiten (wir erinnern hier nur an die Bichy-Affaire) im höchsten Grade compromittierte, dürfte die Regierung kaum geneigt sein, durch Austretung einer Untersuchung gegen Barady neuen Staub aufzuwirbeln. Das Selbstvertrauen Barady's ist also nicht gar zu hoch anzuschlagen und dürfte kaum als formale Rechtfertigung für die jedenfalls sehr bedenkliche Rolle desselben im erwähnten Ordensprocesse hinreichen.

Wenn man boshaft sein wollte, so könnte man zu den bisher angeführten Gründen für die österreichisch-deutsche Allianz auch noch anführen, daß die Vorgänge im innern Leben des Nachbarstaates sich „gerade so wie bei uns“ gestalten. Besonders

Fortsetzung in der Beilage.

„Mei Böggerl, mei liab,
„Sag, was hams da den than,
„Du schauft mi in an surt
„So wehmüathi an?“

„Geh', sag ma's, i bitt di,
„Wer hat da Was gmacht?
„I hab da gwiß All's, was d'
„Hast habn wolln, 'bracht!“

„I hab da a roths Herzl
„In dei goldas Haus ghängt;
„I hab da Was z'essin gebn,
„Ich hab di tränkt.“

„I hab di rein wie mei
„Ihns Müatterl so liab,
„Und do bist so trauri,
„Schauft allwal so trüab!“

„Hahn da Andre was than?
„Na, so red do mit mir,
„I bitt di, mei Böggerl,
„Geh', sing ma was für!“

„I soll da was singen?“ sagt's
„Böggerl, „mei Klud!
„Mei Büaberl, mei herzig,
„Das geht nit so gschwind.“

„A Herzl a roth's,
„Und a goldanas Haus,
„Das macht no nit's Glück
„Von an Waldböggerl aus.“

„Is 's Boglhaus no so schön,
„So oder so,
„Drah's um wiaft es willst,
„Ab'r a Kerker bleib't do.“

„Und a Böggerl, wann's singen soll,
„Spiert's es nit ein;
„A Vogl, der singen soll,
„Frei muuß er sein.“

„A Böggerl, wann's singen soll,
„G'hört's auf die Bam
„In greanen Wald auhi;
„Denn da is's daham.“

„Auf unseri Astln,
„Auf unseri Zweich,
„Is jed's Nest a Balast,
„Und der Wald unser Reich.“

„Die Bleamln und Käiser,
„Die Pirschn und Reh;
„Die Fischerln in Bach
„Und die Fischerln in See;

„De san mit uns Böggerln
„So zutraul worn,
„Als hätt' uns allz'ammen
„A Müatterl geborn.“

„Deswegen muuß a Vogl
„Unter d'Seinign sein;
„Hernach falln eahm d'Biader,
„Die herzigln ein.“

„D'rum lieber in Wald drauß
„Erhungen, erstiern;
„'s Erschlahn ist besser,
„Als d'Freiheit verliern!“

Die Red von den Böggerl
„Hat's Büaberl so grüht,
„Er biagt 's Hani Fingel,
„Probiert und probiert,

Bis er's Riegerl von Boglhaus
„Außer hat zogn,
„Und — huch! war das Böggerl
„Beim Fenster h'naus g'sogn.

Das Büaberl, das reißt si
„Die Peugerln und wait;
„Und während's so trauri
„Bei'n Fenster da laht,

Fliegt's frei gemacht Böggerl
„Boll Freud wieder her,
„Und hinter eahm no ans
„Und allawal mehr.

Und d'Machtigal selber
„Fliegt hinter der Schar,
„Und singen den Büaberl
„A Dankliad, das war

So liab und so herzi,
„Ja grad anders nit,
„Als singat'n d'Engerln
„Von Himmel obn mit.

D'rauf stiahn d'Böggerln wieder
„In d'Wald-Schlösserln h'nein;
„Und seitdem spiert's Büaberl
„Ran Vogel mehr ein!

rührend ist die Uebereinstimmung, mit welcher die Officiösen Preußens ebenso wie jene Oesterreichs betonen, daß man bloß um des lieben Friedens willen gegen die liberalen Streithähne Front mache. Der Unterschied ist nur, daß man sich bei uns auf die Nothwendigkeit des nationalen Friedens beruft, während in Preußen die Beendigung der Kulturkampfswirren als Vorbedingung zur Durchführung des wirtschaftlichen Sanierungsplanes der Regierung bezeichnet wird. So handelt es sich nach der Berliner „Prov.-Corr.“ bei der jüngsten Wahl der Abgeordneten um die Entscheidung der Frage, ob das Land durch eine regierungsfreundliche, selbständig und gewissenhaft prüfende Mehrheit dazu helfen will, die Reform der staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse weiterzuführen, oder ob eine zu Mißtrauen und Opposition neigende Mehrheit den Staat in die Gefahr bringen soll, von der bisherigen festen, stetigen Leitung entweder zu einer Reihe von Confliten zu gelangen oder in eine Parteidregierung zu verfallen, welche die schwerste Verwirrung über das Land bringen würde. — Leider ist es nach den Berichten über die preussischen Wahlmännerwahlen ganz unzweifelhaft, daß die liberalen Elemente im nächsten Berliner Abgeordnetenhaus in der Minorität sich befinden werden, während die clerical-feudalen Reactionäre Zuwachs gewannen. Gerade so wie bei uns wird die parlamentarische Majorität von der Haltung einiger weniger unbedingter Regierung Anhänger, beziehungsweise vom Commando der Regierung abhängen. Der einzige Unterschied ist nur, daß die Regierungsgewalt in Deutschland in den Händen eines Bismarck, bei uns aber in den Händen Laaffe's ruht.

Fürst Carl von Rumänien hat einem Correspondenten der „N. fr. Presse“ gegenüber die Uebersetzung ausgesprochen, daß binnen vierzehn Tagen die Juden-Emancipationsfrage von den Kammern in zufriedenstellender Weise erledigt sein werde, wenn auch während dieser Zeit noch ein harter Kampf der Parteien bevorstehe. In Bezug auf die allgemeine politische Lage war der Fürst der Ansicht, daß die Wirkungen, welche der Berliner Vertrag auf die Erhaltung des europäischen Friedens haben müßte, erst jetzt in ihrer ganzen Bedeutung von der Welt gewürdigt werden können.

Vermischtes.

— Feldzeugmeister Ernst Ritter v. Hartung †. Mittwoch abends kurz nach 9 Uhr ist in Wien der k. k. Feldzeugmeister Ernst Ritter v. Hartung in seiner Wohnung, Gauermanngasse

Nr. 2, im 72. Lebensjahre gestorben. F. M. Ritter v. Hartung war einer der hervorragendsten Generale der österreichischen Armee, dessen Tüchtigkeit und Tapferkeit sich insbesondere auf den Schlachtfeldern Italiens in glänzender Weise bewährte. Er machte die italienischen Feldzüge sowohl 1859 als auch 1866 mit und erhielt für sein rühmliches Verhalten in der Schlacht von Custozza das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens zuerkannt. Nach dem Kriegsjahre 1866 war Ritter v. Hartung Landes-Commandirender von Niederösterreich, bis er im April 1869 in den bleibenden Ruhestand trat. In das Herrenhaus berufen, nahm F. M. Hartung an allen Verhandlungen, welche militärische Fragen betrafen, lebhaften Antheil. In den Delegationen gehörte er zu den eifrigsten Rednern und unterstützte nachdrücklich alle Anträge der Heeresverwaltung zugunsten der Ausrüstung der Armee.

— Hadjschi Boja. Am 27. v. M. wurde Hadjschi Boja nach nahezu einjähriger Haft zu fünfjähriger Kerkerstrafe verurtheilt und hat unter entsprechender Escorte noch am selben Tage die Reise nach Theresienstadt angetreten, woselbst er seine Strafzeit abbüßen wird. Die Aburtheilung Hadjschi Boja's beweist, daß er strafbare Handlungen verübt hat, die mit der Insurrection in keinem directen Zusammenhange stehen und für welche die im vorigen Jahre erlassene Generalamnestie keine Strafnachsicht zusicherte. In der That soll auch Hadjschi Boja in seinem Feuereifer, mit dem er vor Beginn der Occupation für den Kampf gegen unsere Truppen agitierte, Mittel in Anwendung gebracht haben, welche die durch die Amnestie festgestellte Grenze weit überschritten. Namentlich wird ihm zur Last gelegt, daß er an solchen Elementen der muhamedanischen und christlichen Bevölkerung, welche sich nicht freiwillig dem bewaffneten Widerstande angeschlossen, Erpressungen verübt habe, die entweder in einer gefährlichen Bedrohung des Lebens oder in der Forderung eines Lösegeldes bestanden, über dessen Verwendung Hadjschi Boja keine Rechenschaft zu geben weiß. Diese letzteren Handlungen wurden als Acte der Gewaltthätigkeit, die ohne politische Triebfeder, bloß aus Habgucht verübt wurden, aufgefaßt und bildeten einen Theil des Anklagematerials. Auch wird sich Hadjschi Boja eines Mordfalles wegen zu verantworten gehabt haben. Es ist nämlich erwiesen, daß er im Juli verfloffenen Jahres einen christlichen Bewohner in Blazuj aufforderte, in den Kampf zu ziehen oder sich von dieser Last durch ein namhaft gemachtes Lösegeld loszulösen. Der Bewohner weigerte sich, dieser Forderung nachzukommen, weshalb ihn Hadjschi Boja auf der Stelle niedermachte. Dieses Falles wegen

sollte sich Hadjschi Boja vor dem Insurrectionscomité in Serajewo rechtfertigen. Er wurde nach dem Rufe berufen, und während er die Stiege hinaufschritt, entlud sich zufällig sein Gewehr, wobei er jene Verwundung erlitt, die später die Amputation seines Beines zur Folge hatte. Hadjschi Boja wurde durch dieses für ihn verhängnisvolle Ereignis wohl der Verantwortung gegenüber dem Insurrectionscomité enthoben, aber von jenem Augenblicke an schwand auch sein Einfluß und seine Wirksamkeit an der Insurrection. Nach dem Einmarsch der Oesterreicher irrte er von Ort zu Ort, bis ihn im November eine Patrouille des 37. Infanterieregiments aufgriff und gefangen nahm. Die Kunde von der Inhaftierung Hadjschi Boja's hatte auch unter der muhamedanischen Bevölkerung nur wenig Theilnahme nachgerufen. An den Gefechten nahm Hadjschi Boja weder als Führer noch als Kämpfer theil. Seine Hauptaufmerksamkeit beschränkte sich auf Agitationen, die er namentlich vor dem Einmarsch unserer Truppen mit so günstigen Erfolgen leitete, daß das Auslodern der Insurrection zum großen Theile als sein alleiniges Werk betrachtet werden kann. Würde er weniger brutal und nicht auch mit unläuterer Mitteln seine Ziele verfolgt haben, so hätten ihn auch seine Landsleute in die Kategorie jener Märtyrer und Freiheitskämpfer gezählt, welche, wie beispielsweise Hadjschi Samarkovic, Leben, Familie und Vermögen aus reiner politischer Ueberzeugung opferten. Hadjschi Samarkovic hat sich durch sein makellofes Vorleben, durch seine ausschließlich vom Patriotismus geleitete Handlungsweise und durch seine hinreißende Beredsamkeit und Energie, die er in allen ersten Momenten entfaltete, in der Geschichte seines Vaterlandes ein dauerndes Andenken gesichert; er hat ferner durch seine männliche, würdevolle Haltung bei der standrechtlichen Verhandlung am 27. August 1878 und endlich durch die stolze Ruhe, die er bei dem letzten Gange nach dem Richtplatze bewahrte, selbst seinen Gegnern Achtung und Bewunderung abgerungen. Dieses Andenken eines patriotischen Märtyrers hinterläßt Hadjschi Boja in Bosnien nicht. Sein Name gehörte allerdings einst zu den bekanntesten in ganz Europa; er galt als eine jener romantischen Gestalten uncivilisierter Länder, die eine Mischung von Helden- und Räubertum bilden. Sogar schöne Damen schwärmten für sein Schicksal und suchten ein Autograph von ihm zu erobern. Die näheren Nachrichten über die gegen Hadjschi Boja gepflogene Verhandlung werden lehren, wie viel von dieser Romantik übrig geblieben ist.

— Der ausgerangierte Bessing. In Wolfenbüttel wird am 16. Oktober die Aula des

Der Roman des Franciscaners.

(Schluß.)

Ohne dem Verstorbenen nahe treten zu wollen, möchten wir behaupten, er wählte sich seine das Theater behandelnden Stoffe vorzüglich deshalb, um „Reclame“ für sich zu machen und die Aufmerksamkeit auf seine Predigten zu lenken. Dies gelang ihm auch, denn bald versammelte er allwöchentlich ein Auditorium um sich, welches nicht mehr aus den alten Männleins und Weibleins des Franciscaner-Stammpublicums bestand — diese blieben vielmehr weg und zogen die Predigten des P. Camillus vor, — sondern aus Studierenden, Beamten, Bürgern und selbst Gelehrten. Nun wuchsen Ehrgeiz und Eitelkeit des jungen Mönchs. Er fing an, wissenschaftliche Themen auf der Kanzel zu bearbeiten, die er, um die homiletische Form zu wahren, mit biblischen und patristischen Stellen verbrämte, bald aber erlöhnte er sich auch, die Politik, und zwar die Tagespolitik, und nichts weniger als in dem damals ausschließlich gestatteten, regierungsfreundlichen Sinne zu streifen. Ich erinnere mich, wie er einstmal gegen den Militarismus und dessen verderbliche Folgen für Staaten und Völker loszog.

Er brandmarkte die Cäsarenwirtschaft des alten Rom, geißelte die Eroberer von Julius Cäsar bis auf Napoleon III., wobei auch selbstverständlich Gustav Adolph sehr übel wegkam, schilderte, wie große stehende Heere im Frieden die Länder aufzehren müssen und die Sittlichkeit darunter leide, wie der Steuergulden des armen Mannes bessere Verwendung dadurch finden könnte, daß man die fehlenden Hospitäler, Armen- und Siechenhäuser, Kinderbewahranstalten baue, statt Kasernen und Festungen. Das war freilich nicht nach dem Geschmacke des damals herrschenden Systems und der Tagesströmung, welche kurz vorher in Haynau, Windischgrätz und Jellacic das „siegreiche Triumvirat der Staatsretter“ gefeiert hatte. Und als gar nun P. Rudolf sich einfallen ließ, Abstractionen mit concreten Fällen zu vertauschen und u. a. ausführte, daß Männer, wie die Heiligen Franz von Assisi, Dominicus, Vincenz von Paul, Johannes von Gott unendlich mehr Gutes und Bortheilhaftes für die Menschheit gewirkt hätten, als die Ländererobrer und Städtezerstörer der Gegenwart und Vergangenheit, als die alten und neuen Cäsaren und gefeierten Kriegshelden und Schlachtenkaiser, da wurde die Staatspolizei und das Militärgouvernement auf den

kühnen Boja in der Franciscanerkutte aufmerksam und ließ seine Predigten bewachen und von geheimen Agenten nachschreiben. Aber der junge Himmelstürmer ließ sich durch Winke und Warnungen nicht beirren, er ging immer kühner und deutlicher den Machthabern und ihrem System zuleibe und schonte selbst auch geistliche Behörden nicht, indem er Geschichten aus der Reformation und aus der großen französischen Revolution erzählte, woran er Nuhanwendungen knüpfte, daß ein ungelehrter, unwissender Clerus, feiste und der Sinnelust fröhnende Prälaten der Kirche stets mehr geschadet haben, als die heftigsten Feinde derselben. Die polizeiliche Note über P. Rudolf lautete damals: „Seine Predigten seien sehr bedenklichen Inhaltes und in religiöser wie politischer Hinsicht anstößig und gefährlich.“

Der erste officielle Schritt gegen den kühnen Mönch ging vom Platzcommando aus. Damals wurde die Garnison truppenweise zur Anbörung der Fastenpredigten in verschiedenen Kirchen Wiens commandiert, laut Befehl der Commandantur sollte fortan die Franciscanerkirche von den zum Besuch vorgeschriebenen Kirchen ausgeschlossen sein. Später erhielt Hauptmann Joseph Hatnold (dem Militärgouvernement zugetheilt) von Baron Rem-

dortigen Gymnasiums eingeweiht. Aus dieser Aula ist nun, wie Berliner Blättern gemeldet wird, die daselbst bereits aufgestellte Büste Lessings entfernt und statt derselben die Statue des heiligen Bernhard von Clairvaux aufgestellt worden. Für beide Büsten war nicht Platz in der Aula und darum mußte Lessing ausrangiert werden. Der Director des Gymnasiums ist einer der Führer der conservativen Partei im Lande.

Lokal- und Provinzial-Angelegenheiten.

— (Große Blamage.) Unseren Lesern dürfte noch ein Vorfall aus der Gemeinderathssitzung vom September in Erinnerung sein, welchen die nationale Minorität, gelenkt von Herrn Regali, hervorgerufen hat. Es handelte sich um eine an und für sich sehr uninteressante Angelegenheit, nämlich um den Recurs des Hausbesizers Bergant wider die seinem Nachbar Oberst Boichetta von dem Magistrat ertheilte Bewilligung zum Anbaue von Holzlegen an die zwischen beiden Häusern befindliche Hofmauer. Der Magistrat bewilligte diesen Bau, weil sich bei dem Localaugenscheine die Eigenschaft der streitigen Mauer als Communemauer zweifellos herausstellte, und weil Bergant hiebei keine Einwendung gegen den Bau erhob. Nachdem er sich später eines anderen befann und gegen die Baubewilligung recurrierte, opponierte Hr. Regali gegen den Antrag der Bau- und Rechtssection auf Abweisung des Recurses mit den heftigsten Angriffen gegen Magistrat und Sectionen, denen er Ungerechtigkeit und Willkür vorwarf. Die nationale Minorität, einschließlich ihres rechtskundigen Mitgliedes Dr. Barnik, von dem eine einsichtsvollere Beurtheilung des Falles zu erwarten war, verließ, nachdem der Bürgermeister dem ungestümen Verlangen des rebellen Herrn Horak, die geschlossene Debatte wieder zu eröffnen, nicht nachkam, schimpfend und lärmend den Saal, wodurch die Versammlung, zu welcher Herr Regali ein kleines, aber gewähltes Zuhörerpublikum geladen hatte, beschlußunfähig wurde. In der nächsten Sitzung, in welcher der Gegenstand wieder zur Sprache kam, wiederholten sich die Ausfälle Regali's gegen den Vorgang des Magistrates, und Hr. Potočnik bestritt vom technischen Standpunkte das Vorhandensein einer Communemauer. — der Gemeinderath aber, den sachlichen Ausführungen der Vertreter des Sectionsantrages Rechnung tragend, verwarf den Recurs Bergants und bestätigte die magistratliche Baubewilligung, womit diese zu einer cause célèbre aufgebaute Angelegenheit vom Standpunkte des Gemeinderathes beendet war. Hr. Regali meldete gegen diesen Beschluß seinen Protest an mit dem

Ausrufe: „Hier sei kein Recht zu finden, das Gericht werde schon eine bessere Entscheidung fällen.“ u. s. w. Man konnte nun mit Recht auf die gerichtliche Verhandlung gespannt sein. Wie wir nun vernehmen, hat Bergant in der That den Rechtsweg betreten und eine gerichtliche Localaugenschein erwirkt. Derselbe ergab jedoch für ihn ein sehr ungünstiges Resultat, indem constatirt wurde, daß die fragliche Mauer in der That eine Communemauer, Boichetta also zum Anbaue der Holzlegen an dieselbe ohneweiters berechtigt und der Vorgang des Magistrates ein ganz correcter sei. Infolge dessen mußte Bergant von seiner Klage abfallen und froh sein, daß ihm in dem sohin abgeschlossenen gerichtlichen Vergleiche die Verpflichtung, die Proceßkosten zu ersetzen, nachgesehen wurde. So steht es also mit dem von Regali und Consorten so eifrig vertretenen Rechte des Bergant. Wir konnten es uns nicht versagen, diesen Ausgang einer von den nationalen Vorführern des Gemeinderathes zu den wüthendsten Ausfällen gegen die Majorität mißbrauchten Angelegenheit zu veröffentlichen, weil damit auch die unverantwortliche Gebarungsweise dieser Leute, welche, um ihrer Leidenschaft zu fröhnen, selbst die Zurechtweisung der öffentlichen Meinung nicht scheuen, das richtige Schlaglicht fällt. Herrn Bergant aber, den seine weisen Rathgeber zu kostspieligen Recursen und Proceßkosten aufgehetzt haben, berechtigt der unglückliche Ausgang dieser Affaire zu dem Ausrufe: „Gott beschütze mich vor meinen Freunden.“ — und Pan Horak, welcher in den Sectionsanträgen den gesunden Menschenverstand vermißte, dürfte sich mit Beschämung gestehen, daß er da wieder einmal recht unbefonnen war.

— (Die gestrige Dienstesversammlung der Feuerwehr) erfreute sich sehr zahlreicher Theilnahme und fand trotz des etwas lebhafte Verlaufs doch einen, wie es schien, allseits zufriedenstellenden Abschluß. Dem Ausschuss war von der letzten Generalversammlung, in welcher eine Aenderung der Uniformierung beantragt und beschlossen wurde, deren Feststellung aufgetragen worden. Demzufolge wurde als Dienstkleidung bestimmt: graue Zwilchhose und ebensolche Blouse mit rother Parole, auf welcher ein Emblem angebracht ist. Die von der Steigerabtheilung bisher getragene rothe Achselschnur sollte hinfür als Abzeichen für Rottenführer dienen, da aber die Steigermannschaft in dem Verluste dieser Schnur eine ihnen angethane Kränkung erblicken zu müssen vermeinten, wurden ihnen die rothen Achselschnüre belassen, zugleich aber festgesetzt, daß jeder Feuerwehrmann eine rothe Achselschnur zu tragen habe. So wurde die Ehre gerettet und der Friede bewahrt. Als Chargen-

abzeichen dienen Knöpfe auf der Achselschnur und beziehungsweise gelb und rothe oder gold-rothe Achselschnüre. Statt der bisherigen weiß-grünen Schnur an der Dienstklappe aus schwarzem Tuch ist nach dem Vorbilde der meisten Feuerwehren eine gold-rothe Schnur zu tragen. Die Paradekleidung der Feuerwehr wird in schwarzem Beinkleid und blauer Stoffblouse bestehen, mit den gleichen Abzeichen wie bei der Dienstkleidung. Durch unangenehme Erfahrung belehrt, wollte der Ausschuss die Beschränkung einführen, daß außer bei dienstlichen Anlässen die Feuerwehrkleidung überhaupt nicht getragen werden solle, gab aber auch hier dem Wunsche der Mannschaft nach und gestattete das Tragen der Paradekleidung auch außer Dienst, legte aber zugleich den Mitgliedern dringend ans Herz, stets eingedenk zu sein, daß sie ein Ehrenkleid tragen. — Weiters wurden vom Hauptmanne Döberlet in Ausübung eines ihm von der letzten Generalversammlung eingeräumten Rechtes sämtlicher Rathgeber mit der zugehörigen Mannschaft in drei selbständige Abzüge eingetheilt und die erforderlichen Führer bezeichnet. Diese, nach dem erprobten Vorbilde anderer Feuerwehren angeordnete Neuordnung gilt vorberhand bis zur nächstjährigen ordentlichen Generalversammlung und wird dann, falls sie sich auch hier bewährt, beibehalten und der Mannschaft die Wahl der Führer überlassen, oder aber es wird zur früheren Eintheilung zurückgekehrt. — Einige dieser gestern getroffenen Bestimmungen unterliegen gemäß den Satzungen noch der Bestätigung des Gemeinderathes.

— (Postmeisterverein.) Der Verein der k. k. nichtararischen Postamtsvorstände und Expeditoren in Krain, Küstenland und Dalmanien hält am 15. d. M. um 10 Uhr vormittags im Hotel zu den „Drei Kronen“ in Görz seine diesjährige ordentliche Generalversammlung mit nachstehender Tagesordnung ab: 1.) Präsidialbericht über das abgelaufene Vereinsjahr und Vorlesung der erneuerten Petition an den Herrn Handelsminister und an den Reichsrath; 2.) Bericht des Kassiers über den Vereinskasse- und Mitgliederstand; 3.) Vorlage der diesjährigen Wiener Conferenzprotokolle sowie der photographischen Abbildung der vom Vereinsausschusse zum 24. April d. J. den Allerhöchsten Majestäten überreichten Adresse; 4.) Berathung über Statutenänderung; 5.) freie Anträge; 6.) Neuwahlen der Herren Filialvorstände und Filialräthe. — Die Südbahn- und die Kronprinz Rudolfbahn haben den Theilnehmern an dieser Versammlung auf den im Vereinsrayon liegenden Linien Fahrpreismäßigung gegen Vorweisung der Mitgliedskarte und des auf Namen ausgestellten Ermäßigungs-certificates zu-

pen den Auftrag, den Franciscanerpater zu besuchen und ihn mündlich zur Aenderung seiner anstößigen Predigtweise zu bewegen. Der Dialog zwischen Mönch und Soldat mag immerhin ein sehr bewegter und interessanter gewesen sein, aber der Herr Hauptmann erzielte keinen Erfolg bei dem Vater, der, sich auf die durch die neue Gesetzgebung (April-Erlasse vom Jahre 1850) garantierte Freiheit der Kirche und speciell der Kanzel berufend und gegen jeden Eingriff einer weltlichen Behörde protestierend, erklärte, er werde sich von keiner noch so hochgestellten Persönlichkeit gebieten oder verbieten lassen, auf der Kanzel zu sagen, was der Geist Gottes ihm einbe, denn nicht sein eigenes, sondern Gottes Wort habe er dort zu verkünden. Hauptmann Gaimold fand diese Grundsätze „revolutionär“ und drohte dem Mönch mit den Bestimmungen des noch bestehenden Belagerungszustandes, er wies auf Ungarn hin, wo Haynau den Domherrn Danielik in den Profosenarrest führen und Franciscaner kriegsrechtlich behandeln ließ; aber die Drohung verfiel nicht, P. Rudolf sprach die kühne Behauptung aus, daß die Revolution in Oesterreich und in Europa überhaupt noch nicht abgeschlossen sein dürfte und der Staat die Kirche nur deshalb momentan pro-

tectioniere, weil er ihre Hilfe zu benöthigen glaube; sei die Bewegung ganz unterdrückt, dann werde der Staat die Kirche wieder ebenso behandeln und als „Polizei- und Geistesdressurinstitut“ betrachten, wie früher unter dem Josephinischen und Metternich'schen System.

Ein Mönch, der solche Grundsätze offen aussprach und sich mehr auf einen Savonarola denn auf einen Kapistran hinausspielte, mußte entfernt oder stumm gemacht werden. Man wandte sich an das Ordinariat und fand hier geneigtes Gehör. Der Erzbischof von Wien, Vincenz Eduard Milde, ein Josefiner vom Scheitel bis zur Sohle, und der streitlustigen Bewegung der Geister im jüngeren Clerus sehr abgeneigt, ließ den Vater durch den Generalvicar und Weihbischof Jenner verwarren und ertheilte dem Provincial der Franciscaner die Weisung, den zu wiederholten Klagen Anlaß bietenden Vater zu vigilieren und ihn nöthigenfalls vom Predigtamt zu suspendieren. Letzteres geschah bald nachher, wenigstens theilweise. Man übertrug die Sonntagspredigten einem anderen Vater und überließ P. Rudolf vorläufig nur noch die Feiertagspredigten, wodurch er nur seltener Gelegenheit fand, die Kanzel zu besteigen. Aber die Klagen mehrten sich jetzt über ihn von allen Seiten. Man

warf ihm vor, heterodoxe Aussprüche, bedenkliche philosophische und naturwissenschaftliche Theoreme von der Kanzel gelehrt zu haben, zog seine Rechtgläubigkeit in Zweifel, beschuldigte ihn des Mangels an Gehorsam und der Ehrfurcht vor seinen Oberen, man gebot ihm, die Manuscripte seiner Predigtentwürfe einem hierzu bestimmten Vater zur Censur vorzulegen. P. Rudolf weigerte sich und motivierte seine Weigerung dadurch, daß er niemals Entwürfe niederschrieb, sondern aus dem Stegreif predige. Man ging hierauf mit Disciplinarstrafen gegen ihn vor, welchen selbst leibliche, Zellen- und Klosterarrest, Entziehung der Kost, und zwar der leiblichen und geistigen, folgte. Man nahm ihm seine Bibliothek, seine gelehrten Bücher, und verbot ihm, seine geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Studien weiter fortzusetzen. „Er sei ohnehin zu gelehrt — hieß es — ein Bettelmönch müsse mehr demüthig und fromm als Hypergelehrt und geistig hochmüthig sein.“ P. Rudolf ertrug sein Geschick kühn, aber mit einer gewissen resignierten Ergebung, auf bessere Zeiten und den Umschwung der Geister hoffend. Nur auf der Kanzel machte er sich Luft und gar oft ging ihm da der Mund davon über, wovon sein Herz voll war. Da verlegte man ihn strafweise nach St. Pölten und be-

gehanden. Wegen Erhaltes des letzteren haben sich die Mitglieder bis 12. d. M. an den Präsidenten des Vereins, Herrn Postmeister Martin Dragan in Weissenfels in Oberhain, zu wenden. Nach dem 12. Oktober werden keine Certificate mehr ausgegeben.

— (Das „Tagblatt“ vor Gericht.) Die heute stattgehabte Hauptverhandlung über die Klage der Vorstehung des „Sokol“ gegen die Redaction des „Tagblatt“ hat mit der Freisprechung des letzteren und mit der Verurtheilung des Klägers in die Kosten geendet. Die von Herrn Drenik als Vertreter des „Sokol“ eingebrachte Klage verlangte, daß die Redaction wegen Nichtaufnahme einer Berichtigung in der bekannten Angelegenheit einer Ueberschreitung des § 19 P.-G. schuldig erkannt und zur unabweislichen Aufnahme der Berichtigung verhalten werde. Dr. Hans Kraus als redactioneller Vertreter des „Tagblatt“ erklärte, daß er der erwähnten Berichtigung die Aufnahme verweigern müsse, weil dieselbe sich nicht auf eine sachliche Nichtigstellung im Sinne des § 19 P.-G. beschränke, sondern durch die Behauptung, daß die Mel. ung des „Tagblatt“ eine „tendenzöse Lüge“ sei, auch subjective Anschauungen der betreffenden Einsender unter das Publicum bringen wolle. Der Redaction eines Blattes, welches objectiv genug war, sofort nach Zustellung des von ihr in der vorgelegten Form als unaufnehmbar bezeichneten Berichtigung doch die Thatsache der Berichtigung selbst seinen Lesern mitzutheilen, könne doch nicht zugemuthet werden, ganz und gar ungerechtfertigte Beleidigungen gegen sich selbst in seine Spalten aufzunehmen. Herr Drenik suchte nun in längerer Ausführung zu erhärten, daß die Notiz über das Sokolfest in Koslers Brauhausgarten nur erfunden war, um den „Sokol“ und die nationale Partei zu schädigen, eine Behauptung, welche die Redaction des „Laibacher Tagblatt“ in entschiedenster Weise als eine ganz gegenstandslose Unterstellung zurückweisen muß. Ferner glaubte Herr Drenik der Redaction das Recht abzprechen zu können, die ihr zugesendeten Berichtigungen darauf zu prüfen, ob sie dem Sinne des § 19 P.-G. entsprechen, und meinte, weil der Ausdruck „tendenzöse Lüge“ keine Ehrenbeleidigung nach dem Paragraphen des Strafgesetzes involviere, könne auch dieser Passus nicht als Grund zur Verweigerung der Aufnahme der in Rede stehenden Berichtigung sein. Er müsse auf der Aburtheilung der geklagten Redaction bestehen. Der Einzelrichter war jedoch anderer Ueberzeugung und fällte, indem er sich den Ausführungen des Beklagten in Bezug auf den Sinn des § 19 P.-G. angeschlossen, das eingangs erwähnte Urtheil. Herr Drenik meldete gegen dieses Urtheil die Berufung an.

— (Nationale Demonstration.) Die in Kralau abgehaltene Kraszewskifeier bot unseren Nationalen Gelegenheit, der Wechselfeitigkeit des Slaventhums Wehrauch zu streuen. Wie der heutige „Slovenski Narod“ meldet, haben die Herren Dr. Bošnjak, Dr. Jarnil und Jurčić gestern ein Telegramm nach Kralau abgefordert, in welchem die Slaven von der Mur und Drau dem berühmten polnischen Literaten Kraszewski, dem polnischen Volke und dem ganzen Slaventhum ein Hoch ausbringen. Daß Kraszewski sich allen Anspruch auf die Anerkennung nicht nur der Slaven, sondern der ganzen gebildeten Welt erworben hat, ist eine feststehende Thatsache. Doch glauben wir nicht fehl zu gehen, wenn wir behaupten, daß man in deutschen Kreisen die hohe Bedeutung des geist- und charaktervollen Mannes weit mehr zu würdigen weiß, als unter den Slovenen an der Mur und Drau, welche ihrer großen Zahl nach kaum eine Ahnung davon haben dürften, daß überhaupt ein Schriftsteller Namens Kraszewski existiert.

— (Ungarische Nationalmusik.) Das gestern im Glasalon des Casino's abgehaltene Concert der Herzenberger'schen Zigeunerkapelle ist allen Anforderungen gerecht geworden. Zwar verschmähen es die Mitglieder dieser Gesellschaft, sich durch ein theatralisches Auftreten, beziehungsweise durch eine buntschichtige Kostümierung schon äußerlich einen magharischen Anstrich zu geben. Dafür war ihre Musik eine echt nationale, welche sowohl durch ein treffliches Zusammenspiel als auch durch die technische Fertigkeit der Mitwirkenden den ihr reichlich gespendeten Beifall im vollsten Maße verdiente. Besonders packend wurden die Piecen nach magharischen Motiven vorgetragen, während andererseits die Eigenart der ungarischen Zigeunermusik in den übrigen Concertstücken doch nicht so sehr in den Vordergrund trat, um den Charakter des betreffenden Tonstückes zu verwischen. Wir machen alle Freunde der Musik darauf aufmerksam, daß sich die Gesellschaft Herzenbergers auch heute und morgen in den Casinolocaltäten producieren wird.

— (Vom Theater.) Die gestrige Festvorstellung, zu der sich neben dem Herrn Landespräsidenten auch zahlreiche andere officielle Persönlichkeiten eingefunden hatten, wurde mit Abfingung der Volkshymne durch sämtliche Mitglieder des Theaters auf offener Bühne eingeleitet. Zur Ausführung gelangte Gupflov's „Urbild des Tartäffe“, ein Stück, welches betreffs des Ensembles auch an große Bühnen derartige Anforderungen stellt, daß wir wohl darauf verzichten müssen, von unserem Theater eine durchwegs befriedigende Darstellung

dieses Bühnenwerks zu verlangen. Nicht gut waren Fr. Bellau und Frau Andree-Rühn, befriedigend Herr Frederigt, während Herr Balosthy in Aussprache und Mimik manches zu wünschen übrig ließ. Einen entschieden ungünstigen Eindruck machte Herr Bernthal, welcher, wie es scheint, den Souffleurkasten als die erste Existenzbedingung des Schauspielers ansieht.

Eingefendet.

Dem heutigen „Laibacher Tagblatt“ liegt ein Bücherverzeichnis aus fast allen Büchern der Literatur, in populärer Form geschrieben, bei, und halten wir diese stets auf Lager. — Bei Bestellungen von auswärts bitten wir stets mit Postanweisung 5 kr. mehr für Francozustellung beizuschließen.

Jg. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg's Buchhandlung.

Witterung.

Laibach, 4. Oktober.
Bewölkt, schwacher Ost. Wärme: morgens 7 Uhr + 13.5°, nachmittags 2 Uhr + 16.7° C. (1878 + 13.2°; 1877 + 15.1° C.) Barometer 742.14 Millimeter. Das gestrige Tagesmittel der Wärme + 16.1°, um 2.8° über dem Normale.

Theater.

Heute (gerader Tag):
Fatinitza.
Operette in 3 Acten von Suppé.
Morgen (ungerader Tag):
Alter Kopf — junges Herz.
Originalposse mit Gesang in 3 Acten und 6 Bildern von A. Verla. — Musik von A. Pohl.

In Laibach verkehrende Eisenbahnzüge.

Südbahn.			
Nach Wien Abf.	1 Uhr 7 Min.	nachm. Postzug.	
" " "	3 " 52 "	morgens Eilpostzug.	
" " "	10 " 35 "	vorm. Eilzug.	
" " "	5 " 10 "	früh gem. Zug.	
" Triest "	2 " 58 "	nachts Eilpostzug.	
" " "	3 " 17 "	nachm. Postzug.	
" " "	6 " 12 "	abends Eilzug.	
" " "	9 " 50 "	abends gem. Zug.	

(Die Eilzüge haben 4 Min., die Personenzüge circa 10 Minuten und die gemischten Züge circa 1/2 Stunde Aufenthalt.)

Kronprinz-Rudolfbahn.			
Abfahrt	3 Uhr 55 Minuten	früh.	
"	1 " — "	mittags.	
"	6 " 30 "	abends.	
Ankunft	2 " 35 "	früh.	
"	8 " 25 "	morgens.	
"	2 " 52 "	nachmittags.	

sah den dortigen Oberen, ihn strengstens zu überwachen und von der Außenwelt abzuschließen. Lange Zeit durfte er nicht mehr die Kanzel besteigen — seine Leidens- und Prüfungszeit dauerte mehrere Jahre und harte Geistespeinungen mußte er erdulden. Dadurch kam es, daß er mehr eine innere asketische Richtung einschlug und, sich von der Außenwelt ganz abkehrend, ein wissenschaftlich beschauliches Leben führte; man vermochte seinen bedeutenden Geist zu drücken und einzudämmen, aber niemals zu vernichten. Er er fand sich eine Philosophie der vollständigen Entfagung, trieb aber später ungehindert seine naturwissenschaftlichen, philosophischen und historischen Studien fort; in den Augen der meisten seiner Confratres galt er für einen „überspannten Querkopf“, für geistig überschnappt und unzugänglich, aber seine Rechtgläubigkeit zog man niemals mehr in Zweifel. Niemals würde er das Kloster, den Orden verlassen — davon waren alle überzeugt — und sie hatten recht, denn P. Rudolf wäre zu stolz gewesen, das Manneswort, das er bei seiner Investitur gegeben hat, zu brechen. Was hätte ihm überdies die Welt bieten können, die ihm seit seiner frühen Jugend „vergällt“ war? Er hatte ein Mädchen geliebt,

das ihn verlassen und schmachlich hintergangen hatte, das war es, unglückliche Liebe, wie bei so manchen leidenschaftlichen Charakteren, die ihn in das Kloster getrieben hatte. Seine Lebens- und Liebesgeschichte war ziemlich allgemein bekannt geworden und erhöhte das Interesse für den armen, unglücklichen, interessanten Priester. Aus Familienrücksichten können wir auch nach seinem Tode nur wenige Einzelheiten davon andeuten. Sohn wohlhabender Eltern, wurde Rudolf (sein Taufname war, wenn wir nicht irren, Emil) für eine weltliche Laufbahn erzogen. In früher Jugend faßte er Liebe für eine Jugendgepielm, ein körperlich und geistig frühreifes, überspanntes und, wie man behauptete, sehr sinnliches, erotisch ausschreitendes Mädchen — sie trug den Namen der Stamm-mutter vom Paradiese. Eva soll, obgleich sie um mehrere Jahre jünger als ihr Spielgenosse war, dessen Lehrerin in der ars amandi geworden sein und den feurigen Jüngling in die Beheimnisse der Liebe eingeweiht haben. Die Liebesgeschichte der Beiden entwickelte sich, durch Verhältnisse begünstigt, und nahm denselben Verlauf, wie bei anderen Adamskindern. Sie liebten sich und schwuren sich ewige Treue — der Theil aber, der die Treue

brach, war das Weib, war Eva, und dadurch brach sie dem Jüngling das Herz. Als die Zeit herangekommen war, wo Hymen das Band, das Eros zwischen dem jungen, schönen Paare geschlungen hatte, segnen sollte, da verschwand Eva und ging — zum Theater. Der Berrathene und Verlassene geberdete sich wie wahnsinnig und wurde ein Jünger des heiligen Franciscus. Eva wurde eine vielgefeierte, wenn auch gerade nicht sehr bedeutende Tänzerin, sie brillierte mehr durch ihre Bravour, ihre groteske Kühnheit, als durch Grazie und Schönheit, und schon nach einigen Jahren ihrer künstlerischen Thätigkeit mußte sie eines acuten Leidens halber die Bühne verlassen. Ob sie noch lebt, wissen wir nicht, den Mönch aber — das Opfer ihrer Treulosigkeit — haben sie vor mehreren Wochen schon in aller Stille und fast demonstrativ geräuschlos begraben. Nichts als „zwölf Bände Predigten“ überleben ihn und bewahren in engeren Kreisen sein Andenken. Hätte nicht jene Zeitungsnote seinen Tod der Oeffentlichkeit mitgetheilt, selbst diejenigen hätten denselben kaum jemals erfahren, die ihm im Leben nahegestanden. X. Y. Z

